

Urtiefen des Volkstums

Von Peter Schneider

Das mythische Rind

Lange vor dem Menschen war das Tier. Lange vor den Olympiern und den Asen waren Tiere die Götter der Menschen. Wir schützen heute das Tier durch Gesetze; einst war das Tier ein Schutzwesen des Menschen, und nicht im Sinne des helfernden Kettenhundes, des krähenden Hahns, der schnatternden Gans vom Kapitol. Weite, weite Räume muß unser Denken umspannen, um dies ganz zu begreifen. Gegenüber dem christlichen Priester der Neuzeit, der mit dem Segen der Kirche die Pferde weiht, konnten die Wanen um Freyr als ein fernes Gebirge erscheinen. Aber hinter diesem Gebirge geht's noch viel weiter hinaus über Urwälder, endlos wie die Hyläa am Amazonas, über Wüsten, unübersehbar wie die Sahara, hin zu seichten Meeren, jenseits deren wir über urweltlichen Nebeln noch verdämmernde Palmengestade ahnen. In so ferner Zeit stand der Mensch ganz anders zum Tier als wir Spätgeborene. Das Tier war ein Bruderwesen, auch wenn er es tötete. Viel zu weit sind wir von der Natur entfernt, als daß wir das voll verstünden. Aber es muß so gewesen sein.

Denn selbst uns beschleichen dem Tier gegenüber oft seltsame Gefühle. Ich will gar nicht davon reden, daß wir alle schon in einem Ziegenbock, der auf einem Hügel vor lohendem Abendrot als tiefschwarzer Schattenriß grotesk in die Höhe stand, etwas Unheimlich-Teuflisches empfanden. Aber das Auge des Tieres sieht uns oft so merkwürdig an: flehend, unerlöst. Und das Tier kann nicht in unserer Sprache reden. Gerade dies beschäftigte den Menschen der Vorzeit, erschien ihm rätselhaft, ließ ihn Mitleid empfinden mit dem sprachunbegabten Tier. Wir gleiten viel zu rasch darüber hinweg, wenn uns beim alten Homer der Ausdruck „die sprachbegabten Menschen“ begegnet. Das eben war der tragische Unterschied, dessen sich die homerische Zeit noch bewußt war. Das Mitleid verlangte, daß wenigstens von Zeit zu Zeit den Tieren die Zunge gelöst wird, daß sie sprechen können wie ihre Brüder, die Menschen. In die heiligen Zeiten der Rauh Nächte, oder später in die Silvesternacht verlegte der Volksglaube diese glücklichen Stunden.

Wenn das Tier doch auch wieder als ein Stück der Natur empfunden wurde, und wenn es dazu durch seine kraftvolle Schönheit, seinen ungestümen Mut und seine stolze Freiheitsliebe den stärksten Eindruck auf den Menschen machte, so ist's nur begreiflich, daß der Naturmythos zur bildhaften Verlebendigung von Naturerscheinungen und -vorgängen am Anfang sich des Tieres und nicht des Menschen bediente. So hören wir denn wieder unsere

Steigerwaldkuh auf dem heimatlichen Schwanberg brüllen; es ist aber noch nicht ein braungelbes Stück Frankenvieh aus einem Häckerstall von Iphofen, sondern eine Auerkuh aus dem Urwald, ja noch viel gewaltiger als diese; und gewaltig ist ihr Brüllen, denn — sie ist die älteste und einfachste mythische Gestalt des Donners. Man hat dies schon lange erkannt, hat darauf verwiesen, daß in der spätrömischen Welt der Donnergott Jupiter Dolichenos auf einem Stier sitzend dargestellt wird; und unser Landsmann, der Sagenforscher Ernst Ludwig Rochholz (geboren 1809 in Ansbach) hat an ein norwegisches Kuhrätsel erinnert:

„Es steht eine Kuh auf dem breiten Rücken und brüllt übers Meer; in sieben Königreichen wird sie gehört.“ So brüllt auch in der schweren Gewitterwolke, die den Schwanberg umhüllt, der Donner wie eine Kuh, wie ein Stier, und das Brüllen verrollt in weitester Ferne — in der Schweiz, sagt die fränkische Fassung. Diese ist eine Verörtlichung des altgermanischen Kuhrätsels: Es steht eine Kuh auf dem breiten Rücken (des Schwanbergs) und brüllt übers Land; bis in die Schweiz hört man sie. Schon hier beobachten wir eine Erscheinung, die uns noch öfter begegnen wird, und die ich mit einem Wort der Gewässerkunde als *Verlandung* bezeichnen möchte. Die Stammfranken kannten, wenigstens in ihrem salischen Teil, durchaus das Meer, und es ist bezeichnend genug, daß nach alter Sage Merowech, der Ahnherr der Merowinger, von einem Meergott abstammte. Aber den Rhein und seine Nebenflüsse aufwärts verloren die Franken das Meer immer mehr aus dem Gesicht und dem Bewußtsein; sie wurden Landratten, und demzufolge wird die hohe See auch im Sagenschatz ersetzt, oder sie schrumpft zu den verschiedenen Formen der Binnengewässer zusammen.

Das uns vorliegende fränkische Kuhrätsel verrät aber auch, daß es in der uns bekannten Fassung nicht sehr weit über die Schwelle vom Mittelalter zur Neuzeit zurückgehen kann. Denn die Schweiz hat diesen ihren Namen erst seit der allmählichen Bildung der Eidgenossenschaft, vom 14. Jahrhundert ab, nach dem kleinen Urkanton Schwyz erhalten. Diese Eidgenossenschaft, die ihre Reichsfreiheit so erfolgreich gegen ihre verschiedenen Feinde verteidigte, wurde in den Zeiten, da im übrigen Deutschland die Fürstengewalt immer mehr erstarkte, das Vorbild der staatlichen Freiheit, die „freie Schweiz“. Unter dem Einfluß dieser Vorstellung und wegen des so ungezwungen sich bietenden Stabreims ist es dann zu dem Sprichwort gekommen, das Johann Schmitt, genannt Agricola, der erste Sammler deutscher Sprichwörter, in seinem 1530 erschienenen Werk überliefert hat: „Es soll der Schwanberg noch mitten in Schwyz liegen, das ist, daß gantz Deutschland wird Schweytz werden.“ So spielt auch hier die Geschichte in einen wahrhaft uralten, großen Mythos herein und erfüllt ihn mit ganz neuen, mit staatlichen Sehnsüchten.

Doch die Kuh hat in der Volkssage noch eine andere Seite. Die große Milchspenderin erschien sicher schon vor der Zähmung, da sie noch Auerkuh war, als Ausdruck der überquellenden Fruchtbarkeit schlechthin, als „alma mater“. Die Fruchtbarkeit der Erde ist, namentlich in den Zeiten einer noch wenig

entwickelten Pflugwirtschaft, vor allem durch den Regen bedingt. Was lag näher als in der regenspendenden Wolke die große Kuh zu sehen? Der sinnliche Eindruck half hier mit: die langgestreckte und dabei bauchige Form der Regenwolke, von deren unterm Rand zottelige Fetzen herabhingen, möchte unmittelbar an die strotzende Euterkuh erinnern. Das sind „Hollas graue Wolkenkühe“, wie Friedrich Wilhelm Weber in glücklichem Nachfühlen gesagt hat. Von dieser Vorstellung war nur ein Schritt dazu, die Kuh und überhaupt das Rind als bildhaften Ausdruck des Wassers zu nehmen — auch das nicht etwa nur bei den Germanen. So wird die Kuh geradezu Wasserdämon, auch in Franken. Am Untermain geht das „Muhkalb“ um; von Aidhausen bei Hofheim im Grabfeld berichtet Karl Spiegel, daß dort im „Angerlesgraben“ am späten Abend die „Angerleskuh“ umgeht, mit großen Hörnern, feurigen Augen; und wenn auch sie wahrhaft höllisch brüllt, so ist ihr Brüllen hier, anders als das der Schwanbergkuh, das Rauschen und Tosen des Wassers.

Der Regen nun ist ja nicht die Fruchtbarkeit selbst, er trägt nur dazu bei; die mütterliche Erde ist letzten Endes die Spenderin allen Segens, und so wird die Kuh auch ihr Sinnbild. Diese Rolle spielt sie in urältesten Zeiten, und daher ist jede Volkssage, in der eine Kuh vorkommt, der sonstigen Beweise ungeachtet, als hochalterig zu betrachten. Nach der nordischen Sage erhält schon der Urriese Ymir sein Leben durch die Milch der Kuh Audhumla. Als man sich später die mütterliche Erde unter der Gestalt weiblicher Gottheiten vorstellte, blieb die Kuh deren Begleiterin. Es ist am Platze, den Bericht des Tacitus über den Kult der Erdmutter Nerthus zu hören. „Bei den einzelnen Stämmen“, so schrieb er und so übersetzte unser Landsmann Georg Ammon, „bei den einzelnen Stämmen (der Sueben) ist nichts Besonderes zu bemerken, außer daß sie gemeinschaftlich die Nerthus, d. i. die Mutter Erde, verehren und glauben, sie mische sich ins Menschentreiben, komme von Volk zu Volk gefahren. Es liegt auf einer Insel des Ozeans ein unberührter Hain; dort ist ein geweihtes Gefährte, mit Tüchern überdeckt; dies zu berühren ist nur einem, dem Priester gestattet. Dieser merkt es, wenn sich die Göttin im Allerheiligsten einfindet, und gibt ihr auf ihrem von Kühen gezogenen Gefährte in tiefer Ehrfurcht das Geleite. Nun sind froh die Tage, festlich die Stätten, wo die Göttin einzuziehen und gastlich zu weilen geruht. Niemand zieht in den Kampf, niemand greift zur Wehr; unter Verschuß ist alles Eisen. Frieden und Ruhe kennt man, liebt man nur jetzt, bis derselbe Priester die Göttin, wenn sie des Verkehrs mit den Menschen satt ist, zum Heiligtum zurückbringt. Sodann wird das Gefährte, die Hülle und, wenn man es glauben will, die Gottheit selbst in einem abgelegenen See gewaschen. Beihilfe leisten Sklaven, welche sofort der gleiche See verschlingt. Daher das geheime Grauen und die fromme Unkunde, was das wohl sei, was nur Todgeweihte schauen.“

So war's nach der glaubhaften Schilderung des Tacitus bei den Germanen der römischen Zeit; und in der deutschen Volkssage erscheint das Kuhgespann

immer wieder bei Gestalten, die als ursprüngliche Göttinnen aufzufassen sind. Ein hochmythischer Sagenrest ist, noch innerhalb unseres fränkischen Gebietes, die Geschichte vom geheimnisvollen Wagen zu Naila im Frankenwald, eine Geschichte, die auch aus anderen Gründen eine nähere Betrachtung heischt. „In Naila“ — so hörte Elise Gleichmann — „ließ sich früher auch am Tage öfters ein mit einer Kuh bespannter Wagen sehen, der plötzlich wie aus der Erde zu kommen schien. Die Kuh wurde von einer alten Frau geführt, die einen geflickten Rock und eine geflickte Schürze anhatte. Auf dem Wagen selbst stand aufrecht ein junges Mädchen in brennend-rottem Rock. So plötzlich die Erscheinung auftauchte, so plötzlich war sie wieder verschwunden. Eine Dame aus Kulmbach hat dieses Gespann als junges Mädchen selbst gesehen; sie sagte, daß sie heute noch jeden Fleck an dem Rock der alten Frau malen könnte. Der Sage nach soll an jener Stelle einst ein Mord verübt worden sein; damit bringt man die Erscheinung in Zusammenhang.“

In dieser Erzählung sind drei Dinge verschiedenen Alters und Wertes miteinander verquickt und zwar das erste und zweite in einer Art, die für die Erkenntnis der Sagengeschichte selbst von großer Bedeutung ist. Das Kuhgespann — daran wird kein Sagenkenner zweifeln — ist ein Götterwagen. Wie in allen Mythen, so sind auch hier gerade die scheinbaren Nebensächlichkeiten am meisten zu beachten: so der geflickte Rock und die geflickte Schürze der Kuhführerin, d. i. der Hulda, die, wie sonst als Kinderführerin in Sage und Märchen, in betont unansehnlicher und ärmlicher Gestalt erscheint. Dann das auf dem Wagen stehende Mädchen! Es wird Nerthus sein, keine andere! Tacitus berichtet, daß die Göttin „unsichtbar“ auf ihrem Wagen durch die Lande fahre. Er selbst hat ja ein solches Gefährt nie gesehen; mir dünkt daher, daß er hier einem kleinen Mißverständnis zum Opfer gefallen ist. Der Volksforscher weiß, was dieses „unsichtbar“ bedeutet. Es heißt: maskiert, verlarvt, ver mummt. Die Vermummung macht nach dem Volksglauben unsichtbar für die bösen Geister. Ich bin darum der Meinung, daß auch auf dem Wagen der Nerthus eine menschliche Gestalt, eine Frau oder Jungfrau stand, unsichtbar durch eine Maske, sonst aber in hochfestlichem Gewand; und dies ist der brennendrote Rock des Mädchens von Naila. Diesen uralten Göttinnenaufzug hätte eine Dame aus Kulmbach gesehen? — Gewiß! Sie, die früher schon von der Sage gehört hatte, sah als Kind eines Tages ein allerdings höchst zeitgenössisches, von einer alten Bäuerin geführtes Gespann, das ins Städtchen hereinkam; nun hatte sie wirklich das alte Sagengefährt gesehen! Gesehen in kindlich-seelischer Erregung, als hocheufreuliche Bestätigung des Gehörten! Sie hat es dann von neuem erzählt und damit der alten Sage, den, ich möchte sagen: notwendigen Auftrieb gegeben. Denn, wie ich in der Einleitung zu unserem oberfränkischen Sagenbuch ausführen durfte, auch Sagen altern und erlöschen schließlich, wenn sie nicht neubelebt werden. Sie werden aufgefrischt durch Eigenerlebnisse die nun den alten Stoff zugleich zu einer Erlebnissage machen. Wie oft heißt es: „da und dort geht es um...“ und dann, wenn der Inhalt der Sage, als feststehende Überlieferung, angegeben ist, folgt

als Tatsachenbericht: „Ein Mädchen aus Neuses ging durch den Wald, da sah sie, da hörte sie ...“ In der vernünftelnden Zeit hielt man sich an diese Neuerlebnisse, erklärte sie als Ausflüsse der Angst, als Sinnestäuschungen (Halluzinationen) oder auch einfach als kecke Märchen und suchte dadurch der alten Sage selbst den Boden unter den Füßen wegzuziehen. Diesem Rationalismus kann hier nur soviel zugestanden werden, daß infolge Beeinflussung („Suggestion“) durch die bekannte Sage jemand zuweilen das bis dahin nur Gehörte selbst zu erleben glaubt oder Beobachtungen, die sich ganz anders erklären ließen, darauf bezieht.

Nur noch ein kurzes Verweilen erfordert der Göttinnenwagen von Naila wegen des dritten Bestandteils der Erzählung, daß nämlich an der Stelle einst ein Mord geschehen sei, mit dem sich die Erscheinung in Zusammenhang bringen lasse. Dies ist eine belanglose Vermutung: so sehr Mordtaten für die Bildung von Sagen eine Rolle spielen können, so wenig finden sie ihren Niederschlag in der Vorstellung eines Kuhgespanns wie das von Naila. Steigen wir daher vom Nordosten Frankens herunter und machen vorderhand erst wieder halt an der äußersten südwestlichen Grenze des alten Herzogtums Ostfranken, im Gau Wingarteiba am Neckar! Hier wird uns das mythische Rind wieder begegnen in einer wundervollen Sage, die die Brüder Grimm in zwei Fassungen aufgezeichnet haben und von der eine dritte Fassung K. F. G. Heybach in den „Fränkischen Blättern“, Adelsheim 1919, gelegentlich mitteilte. Es ist die Sage von der „badischen Notburga“, in neuerer Zeit zum Unterschied von der „tirolischen“ so genannt; der Beiname kommt freilich zu dieser ehrwürdigen Sagengestalt wie der Pontius ins Credo; es ist eine sehr fränkische Notburga. Die Erzählung führt uns nach Hochhausen am Neckar; es ist ein kleines Dorf mit einem Schloß der Herren von Helmstadt, am Fluß nicht weit von Mosbach gelegen. — In Hornberg lebte einst ein mächtiger König — nach der deutlicheren Fassung war es der Frankenkönig Dagobert, der in Mosbach Hof hielt —; dieser hatte eine Tochter Notburga. Sie sollte einen von ihr nicht geliebten Bräutigam heiraten — nach der deutlicheren Lesart: einen heidnischen Wenden. Da entflieht sie, und auf der Flucht tritt plötzlich eine weiße Hirschkuh vor sie hin; diese trägt sie über den Fluß zu einer Höhle, und in dieser lebt sie nun, von eben der Hirschkuh täglich mit Speise aus dem Schloß versorgt. Der König findet sie nach einiger Zeit; sie weigert sich ihm zu folgen; in seinem Zorn zerzt er sie am Arme — der Arm bleibt in seiner Hand. Voll des Grauens flieht er hinweg; der Schwerwunden aber bringt eine Schlange heilende Kräuter. Bald wird Notburga der Mittelpunkt des gläubigen Volkes; die Armen und Kranken wallen zu ihrer Höhle, damit die Königstochter für sie bete. Sie stirbt, und nach ihrem Tode legt man sie auf einen von zwei weißen Stieren gezogenen Wagen; diese bleiben auf der Stätte des nachmaligen Hochhausen stehen — hier wird sie begraben und eine Kirche über ihrer Gruft errichtet. Und viele Wunder geschehen an ihrem Grabe. — Soweit die Sage von der fränkischen Königstochter Notburga. Eine scheinbar gar nicht damit zusammenhängende

Geschichte verdient trotzdem größte Beachtung. In der Gegend der Notburga-höhle (das Volk nennt sie Jungfernhöhle) ist das „Pfaffenloch“. Dort ertran-ken in einer Johannismacht drei Pfarrer, die von einer Versammlung in dem benachbarten Hassmersheim kamen. Gerade diese kleine Geschichte, die auch Heybach richtig als „Sage“ bezeichnete, steht offenbar in einem sehr wichtigen Zusammenhang zwar nicht mit der Prinzessin und der Heiligen von Volkes Gnaden Notburga, wohl aber mit der Göttin, die sich in ihr verbirgt. Als Göttin kennzeichnet sie ebensosehr die weiße Hirschkuh, auf der sie reitet, wie das Gespann der weißen Rinder zur Genüge; wenn es nicht Kühe sind, wie man erwarten sollte, so mag die Erinnerung des fränkischen Volkes an das Ochsesgespann daran schuld sein, auf dem, wie Einhard im 1. Kapitel seiner Lebensbeschreibung Karls des Großen erzählt, die Merowingerkönige zu Versammlungen fuhren. Deutet der weiße Hirsch als Reittier auf die um-reitende Hulda (von der wir noch zu sprechen haben werden), so das Ge-spann der weißen Rinder auf Nerthus oder wie diese Göttin in Süddeutsch-land genannt worden sein mag. Jedenfalls kann sie, als eine Stammesgottheit der Sueben, bei den suebischen Alamannen, den vorfränkischen Bewohnern der Gegend, auch noch am Neckar verehrt worden sein; denn warum sollten diese Stämme ihre einst an der See und im niederdeutschen Tiefland verehrten Götter nicht auch in die neue Heimat des deutschen Südwestens verpflanzt haben? Eben der, wie ich sehe, noch nicht beachtete Zusammenhang mit den drei „Pfarrern“, die in der „Kannsnacht“ im Pfaffenloch ertranken, legt solches nahe. Ich erblicke in ihnen jene Priestersklaven des Heiligtums, die nach dem Umzug der Göttin bei nächtlicher Feier als Opfer im See ertränkt wurden.

Ausgesprochen fränkisch und sicher in ihrem Kern geschichtlich ist die zweite Entwicklungsstufe der Sage; und während bei dem Franken Leonhard das Wirtschaftliche durchaus im Vordergrund steht, so hier das Hochpolitische. Züge der alten Göttin, die nach meiner Ansicht eine Vermischung von Hulda und Nerthus war, werden übertragen auf eine frän-kische Königstochter, die einen Wenden heiraten soll. Keine geschichtliche Quelle berichtet über diesen Heiratsplan; und doch hindert uns nichts, einen Tatsachekern anzunehmen. Ein außenpolitischer Heiratsplan! Vielleicht hätte die Einwilligung des politischen Opferlammes einen großen Vorteil für das Frankenreich bedeutet. Dagobert I., 622 bis 639, kämpfte unglücklich gegen die Slawen, im Feld wie in der Diplomatie. Sein Zeitgenosse Samo, ein Franke aus Sens, wie die sogenannte Chronik Fredegars berichtet, war von den Wenden zum König erhoben worden und strebte nun mit offenkundiger Um-sicht und Tatkraft nach der Errichtung eines mächtigen slawischen Reiches, vielleicht eines Großreichs, wie später Swatopluk von Mähren. In der be-stehenden Spannung verdarb das unkluge Auftreten eines fränkischen Ge-sandten die Lage völlig. Es kam zum Krieg; und das fränkische Heer, bis dahin in keinem größeren Kampf besiegt, erlitt um 630 die peinliche Nieder-lage bei Wogastisburg. Es folgte der Abfall des Sorbenherzogs Deruan, der sich

der Macht Samos jetzt völlig in die Arme warf. Voller Unmut über diese Mißerfolge legte Dagobert die Herrschaft des östlichen Reichsteils 632 in die Hände seines Sohnes Sigbert und hielt von nun an in Paris Hof; mit den Wenden wollte er nichts mehr zu schaffen haben... Wäre der Abfall des Sorbenherzogs durch eine Heirat zu verhindern gewesen? Ich weiß es nicht, der sogenannte Fredegar verrät es nicht; aber die Möglichkeit besteht, selbst wenn Dagobert, der so manches Segensreiche geschaffen und durch mythische Steigerung ein Sammelträger für vieles geworden ist, auch hier nur seinen Namen hergegeben haben sollte. Genug, die Volkssage weiß von einem solchen Plan, kennt den Namen der Prinzessin und hebt ihre im Leben sicher eindrucksvolle Persönlichkeit, die noch der letzte Schimmer alter Göttinnenherrlichkeit bestrahlte, nun in den hellen Glanz der christlichen Heiligkeit empor.

Diese Wandlung war folgerichtig und unaufhaltbar. Eine andere Wandlung der schönen Sage ist weniger erfreulich; aber gerade sie hat viele Schwestern. Romantik des 19. Jahrhunderts und der falsche Glaube, es müsse die oft schwerfällige, holperige, einfältige Form der alten volkstümlichen Überlieferungen in ein neuzeitlich glattes, modisches Gewand gehüllt werden, hat zu bedauerlichen Umformungen durch Unberufene geführt. In der dritten, „neueren“ Fassung der Notburgasage teilt des Kaisers einzige Tochter, „nicht des lauten Jubels Fröhlichkeit.“ Sie schaut oft traumversunken vom Berchfrit ins Tal nach ihrem Jugendgeliebten aus. „Ortwin, mein Ortwin, hast Du Deine Jugendgespielin vergessen? Oder bist Du unter den Schwertstreichen des Feindes gefallen und decken nun Veilchen und Maßliebchen Dein Grab?“ Später trägt man im „Herbstesrauschen des goldfarbenen Waldes die einstige Kaisertochter zu himmlischen Höhen“. Man sieht schon, es ist üble Romantik, die diese Sprache diktierte, und sie gereicht dem Dichter Simrock, der sonst viel Besseres geschaffen hat, nicht zur Ehre. Schlimmer noch sind die willkürlichen Änderungen und Ergänzungen. Sie zeigen, wie höchst gefährlich es sein kann, an alten Stoffen herumzubessern und zu deuteln. Der Jugendgeliebte heißt Ortwin, der vom Vater bestimmte Bräutigam ist der „junge heidnische Teutmar“. Beide Namen gehören dem althochdeutschen Sprachschatz an; und doch wirkt ihre Verwendung hier kitschig. Es war ein schwerer Mißgriff, aus dem heidnischen Wenden unbekannten Namens einen volks- gleichen Teutmar zu machen. Der ganze drohende Gewitterhintergrund der außerstaatlichen Verwicklungen und Gefahren, der Volks- und Rassengegensätze wird getilgt zu Gunsten eines ganz gewöhnlichen heimatlichen Liebesdreiecks. Ortwine und Teutmare, zwischen denen ein Mädchen steht, das nicht immer Notburga heißt, gibt es allewege in Deutschland. Eine schlimme Ahnungslosigkeit zeigt sich endlich auch darin, daß der Verfasser dieser Umerzählung das unerwartete Auftreten des weißen Hirsches während der Flucht zu erklären versucht: „Schon wähten sie die Verfolger auf den Fersen, doch als Notburga umschaute, stand hinter ihr ein kräftiger Hirsch“ und die Jungfrau erkannte wieder das Kalb, das ihr Ortwin einst gefangen und gezähmt. Sogleich bot ihr das Tier den Rücken an,

wie es einst bei fröhlichem Spiele getan . . . “ Damit ist dem Hirsch die ganze Kraft und das ganze Geheimnis seiner mythischen Herkunft genommen. Sein Kommen darf nicht erklärt werden. Es ist kein gewöhnlicher Hirsch, den man aufgezogen und am roten Bändchen durch den Schloßhof geführt hat; es ist der Hirsch, der aus den mythischen Tiefen der Natur naturnotwendig erscheint, um die Göttin zu entführen. Und wieso, wenn das Tier wirklich von Notburga aufgezogen worden war, wieso dann seine plötzliche Verwandlung in den mythischen Retter? Wer hatte dem guten Hirschkalb das eingeblasen? — Ich glaube, die hohe Bedenklichkeit der Umbildung alter Sagen an einem besonders geeigneten Beispiel aufgezeigt zu haben. Wer sich an solches wagt, der wird gut tun sich daran zu erinnern, daß im Hintergrund seiner Stilversuche vor schwarzer Gewitterwand die brüllende Kuh auf dem Schwanberg steht und weiße Rinder über das Land dahinziehen vor einem Wagen, der nichts mehr und nichts weniger trägt als die zur Göttin gewordene Allmutter Erde. Solche Größe verpflichtet — unter Umständen — zum Schweigen.

Die Wissenschaft aber darf nicht schweigen, und sie wahrt sich auch das Recht, das Unechte, das sie festgestellt, als solches zu bezeichnen. Hat sie aber das Echte erkannt, so nahen für ihre Priester jene wundervollen Augenblicke des Versinkens in den Gegenstand, da der richtende, sichtende Verstand weit, weit zurücktritt und der gläubig umfassenden Liebe Platz macht. — Vor Jahren ging auch ich den Spuren der fränkischen Notburga nach. Ich stand in der kleinen, etwas düsteren Kirche von Hochhausen vor dem gotischen Steinsarg, der leer war wie so viele, sah die auf dem Deckel ruhende, einarmige Gestalt der Heiligen, sah neben ihr das Schlänglein mit dem heilenden Kraut im Munde und ich sah, wie die Prinzessin auf dem Altargemälde, im Schmucke wallenden Blondhaares, auf Befehl ihres grausamen Vaters sogar enthauptet wird: eine späte Vermischung mit Vorbildern aus der Zeit der christlichen Martyrer, etwa mit der heiligen Katharina. Dann ging ich flußaufwärts und fand, nicht ohne Rührung, das Höhlenloch, in dem Notburga lebte; der Neckar war in diesem Jahre so seicht, daß er mich bis dorthin vordringen ließ; sonst verschlingen und verhüllen den Eingang meist seine Wasser. Die Dämmerung sank ins Tal, als ich zurückwanderte; Glocken läuteten von hier und dort den Frieden des Abends ein. Da sah ich mit den Augen meiner Seele, wie vor mir auf blumengeschmücktem Wagen etwas Hohes und Hehres das Tal hinab fuhr, gezogen von weißen Stieren, deren Silberfarbe durch die Schatten der Dämmerung leuchtete. Und nach dem Wagen ging viel des Volkes im Geisterzug, schritten viel Große und Edle, viel Mühselige und Beladene; und hinter ihnen, den hohen Ahnen, ging ich einher. Da rannen in mir die Jahrtausende in eins zusammen; ich lebte in uralten Tagen, ich war ein Mensch der Merowingerzeit, ich schritt dahin durch das Jahrhundert, das mir mein leibliches Dasein geschenkt; und ich glaubte an die Göttin, die Königstochter, die Heilige Notburga.

Der gleißende Wurm

In einen und denselben Begriff ist oft ganz Verschiedenes zusammengefloßen. Die mythische Kuh konnte den Donner versinnbildern, das Wasser und die fruchtbare Erde. Nicht wunderbar! Es sind Naturerscheinungen und ihrer mythischen Steigerung liegen Lebensäußerungen eines und desselben Tieres zugrunde. Aber es gibt Wesen, die in der Vielfalt ihrer mythischen Ausdeutung Dinge von wesentlich verschiedenen Ebenen in sich vereinigen, angefangen von der sachlichen Naturbeobachtung bis zum Gebiet des Sittlichen und der transzendentalen, der übersinnlichen Welt.

Die ältere und die jüngere Edda, diese beiden Erkenntnisbücher nordgermanischer Götter- und Heldensage, kennen die Midgardschlange, ein ungeheures Tier in Schlangengestalt, das, im Weltmeer liegend, den „Garten der Mitte“, die Erde, völlig umschlingt. Die Edden bezeichnen sie als den gottverhaßten Wurm und als die Feindin der Menschen; denn sie wird einst wesentlich beitragen zum Untergang der jetzigen Weltordnung, wenn sie den Schwanz aus dem Maule fahren läßt und im Verein mit den übrigen Unholden über die Welt herfällt... Ganz klar, daß diese Midgardschlange auf einer uralten Anschauung, auf einer wirklichen Beobachtung beruht; sie ist der Ozean selber, der nach der Betrachtungsweise des ganzen indogermanischen Kulturkreises die scheibenförmig gedachte Erde rings umschlingt; sie ist letzten Endes nichts anderes als der „Erdumfasser Poseidon“ des griechischen Mythos oder die Meeresgöttin Amphitrite, die „am langen Saum der Länder ihre Arme ausstreckt“, wie der Dichter Ovid in seinen Metamorphosen singt. Diese Urschau der Weltmeerschlange gehört zu den einfachsten, größten, zwingendsten. Wo immer der Mensch von Küstenebenen her über die Unruhe der Dünen oder vom Innern des Landes über die Wirrungen der Berge und Klüfte hinausblickte — da lag draußen dieses Gewaltige, nach links und rechts Unendliche, mit dem dunklen Rücken wie eine Schlange ruhend, oder im Schimmer des Sonnen- und Mondlichts wie von Gold gleißend, für den Urmenschen der unerbittliche Abriegler der Welt, einst aber ihr Zerstörer. Denn dieses in sich wie ein Ring Geschlossene und darum nur mit der Schlange Vergleichbare wird einst den Schwanz fahren lassen, d. h. an einer Stelle wird der Ozean in seiner vollen Breite über die Küsten hereinstürzen.

Dieser einfache und große Schlangenmythos ist nun schon in der Edda keineswegs mehr in seiner ursprünglichen Größe und Einfachheit erhalten. Denn um dies schon hier zu sagen: die Edda ist ein Alterserzeugnis der vorchristlichen Welt und ihr Inhalt verrät deutlich die durchlaufenen Entwicklungsstufen. Schon ist ihr die große Schlange nicht mehr der Ozean selbst, schon liegt sie im Meere als ein gleißender Wurm und kann, die Dumme, durch einen Köder zum Schnappen verlockt werden wie der nächste beste Fisch; schon ist sie — „Seeschlange“. Es klingt noch riesenhaft genug und es wird noch heute germanische Jungen mit Lust erfüllen, wenn sie in der Hymiskvidha, der Sage vom Riesen Hymir, lesen, wie Thor und Hymir

zusammen zum Fischen ausfahren, wie der Riese am Hamen zwei starke Wale allein aus den Fluten hebt und wie Thor die Midgardschlange, für die er ein Stierhaupt an die Angel gesteckt hatte, tapfer zum Schiffsrand emporzieht und ihren häßlichen Kopf mit seinem Hammer trifft, so daß sie — aber keineswegs tot — wieder ins Meer hinabsinkt; aber bei all dem grotesken Humor wird der Erwachsene hier doch an jene bekannten Anglerkämpfe mit dem zwölfpfündigen Hecht erinnert, die, ob nun Fischerlatein oder Tatsachenbericht, in den neuzeitlichen Edden, den Zeitungen, so gern gelesen werden... Man darf sagen, daß unsere fränkischen Erinnerungen an die Midgardschlange trotz ihres viel bescheideneren Gehabens eine ältere, ursprünglichere Vorstellung verraten als jenes Heldenangelstück. Ja, wir besitzen noch die Weltmeerschlange in unserem Sagenschatz; nur ist freilich auch sie stark verlandet; denn seit 1500 Jahren haben die Franken das Meer nicht mehr gesehen, und weil es im Binnenfrankenland auch keine großen Seen gibt, ist aus dem Weltmeer etwa ein Teich im Innern des Staffelbergs geworden und darin lebt die Midgardschlange als ein Fisch, aber, wie sich's nach dem Urmythos gehört, mit dem Schwanz im Maul; dies ist hier mit der Riesengröße des Fisches begründet, der in seinem Höhlengefängnis kaum mehr Platz findet, während in der Ursage damit nur das Ineinanderrinnen der Weltmeerfluten seinen Ausdruck fand. Wenn nun seine Zeit gekommen, läßt der Staffelbergfisch den Schwanz fahren — der Berg zerbricht — die Wasser brechen hervor und begraben das Land ringsum in ihren Fluten. So ist ganz folgerichtig die große Weltkatastrophe zu einer Sintflut für das Obermainland zusammengeschumpft. „Vor 150 Jahren“, ließ sich Elise Gleichmann erzählen, „hat ein Gutsbesitzer sein Anwesen am Fuß des Staffelbergs deshalb billig verkauft, weil er zu jener Zeit das Wasser tief innen im Berg immer mächtiger rauschen hörte und fürchtete, der unendlich große Fisch, dessen Zeit gekommen sein dürfte, wolle einmal schnalzen.“ Hier belauschen wir das Volk auf einer zusätzlichen Sage, die zugleich für das zähe Weiterleben der Ursage Zeugnis ablegt. Ein Gutsverkauf am Fuß des Staffelberges — warum sollte nicht wirklich jemand vor 150 Jahren dort sein Gut verkauft haben? Aber die Gedanken des Volkes kreisten eben nimmermüde um den Berg und seinen geheimnisvollen Inschwimmer und brachten einen vielleicht nur ihm schwer verständlichen Gutsverkauf mit der angenommenen Furcht vor der drohenden kleinen Götterdämmerung zusammen.

Doch der Staffelbergmythos ist auch an sich ganz prachtvoll in der Wohlbegründetheit seiner Verörtlichung. Wie uns Karl Spiegel gezeigt hat, denkt sich die Volksmeinung unterirdische Wasser mit Vorliebe in gewitterabweisenden Bergen; so auch im Schwanberg, ohne daß dorthin die zusammengeschumpfte Midgardschlange verlegt würde; sie, die Volksmeinung, geht von dem Gedanken aus, daß eben die Wasseransammlung im Bergesinnern die Gewitter spalte und vertreibe. Doch wo könnte man, selbst nach unserem heutigen Wissen, einen unterirdischen See sich besser denken als in dem höhlenreichen Schwammkalk des Jura, zumal bei einem Berg, an dessen Flanke

schon die „Querkeleslöcher“ (Zwergenlöcher) auf innere Höhlenbildung hinweisen? In der Fische Sage des Staffelbergs liegt eine auch erdgeschichtlich wohl begründete Sagenverörtlichung vor; und ich darf in diesem Zusammenhang daran erinnern, daß vor längeren Jahren, als der Plan auftauchte, ein großes Scheffeldenkmal in Gestalt eines mächtigen Turmes auf dem Staffelberg zu errichten, der damals schon erblindete, namhafte Bamberger Geologe Friedrich Theodor Schrüfer davor warnte, mit dem Hinweis auf die Aushöhlung des Berges. Doch nicht nur das! Die heutige Sage ist in ihrem ersten Teil selbst naturwissenschaftlich. Sie besagt nämlich, daß sich in alter Zeit auf dem Staffelberg ein kleiner Teich befunden habe. In diesen legte Kunigund unter allerhand Zeichen und Sprüchen einen kleinen Fisch und füllte dann den Teich selbst mit Steinen an, sodaß der Fisch nach der Meinung des Volkes zugrunde gehen mußte. Doch sie versprach, daß das Wasser sich tief im Staffelberg ein anderes Bett suchen würde... Verkärstung! Versickerung oberirdischer Gewässer im Jura, vom Volk beobachtet und gewissermaßen an den Anfang der alten Sage gesetzt! Hochbedeutsam ist schließlich das Auftreten Kunigunds, durch deren Einführung die Geschichte zur Um- und Ausgestaltung des Mythos beiträgt. Indem die fromme Gemahlin Kaiser Heinrich II. hier selbst den Schicksalsfisch einsetzt, der bestimmt ist, einst das Land zu verwüsten, tut sie etwas ihrer sonstigen Rolle als Wohltäterin des Landes völlig Entgegengesetztes. Sie wächst aus ihrer geschichtlichen Rolle heraus zu urweltlicher und zu einer im Grunde fast abschreckenden, furchtbaren Größe. Nach der nordischen Sage, die hier, was sonst nicht immer der Fall ist, als gemeingermanisch angesprochen werden darf, ist die Midgardschlange eines der drei Kinder, die Loki mit dem Riesenweib Angurboda in Jötunheim erzeugte; die beiden anderen sind der Fenriswolf und Hel, die Totengöttin. So gut das Herkommen der Midgardschlange erklärt werden muß, wenn einmal die Menschen über die fragenlose Urschau hinausgeschritten sind und nach dem „Woher“ auch bei den Naturerscheinungen fragen — so gut muß die Volkssage die Herkunft des Staffelbergfisches zu erklären versuchen. So rückt die fromme Kaiserin, die in der Geschichte so deutlich erkennbare Tochter des Grafen Siegfried von Luxemburg, die Heilige der Kirche — sie rückt, sage ich, in unmittelbare Nähe jener teils furchtbaren, teils abstoßenden Gestaltungen des Mythos, neben Loki und Angurboda, und läßt auf ihre zarten, liebenswürdigen Schultern das gewaltige Erbe menschlicher Urschau. Daß sie freilich dazu ausersehen wurde, spricht deutlich genug für ihr Ansehen im Volk.

Wir sehen: die echte Volkssage ist alles andere eher als Willkür, als wirre Erfindung von Traumköpfen; sie ist sachlich und seelisch aufs festeste begründet. Durch eines der fränkischen Gegenstücke zum Staffelberg wird dies womöglich noch deutlicher. Die Gegenstücke sind: hinter der Stollburg im Steigerwald ein See, in dem die Ritter ihre Pferde schwemmen, ehemals so tief, daß man den Grund nicht erreichen konnte; auf seinem Grunde liegt eine Schlange rings herum. Ferner: der Liebfrauensee in Kissingen, der

mit dem Golf von Biskaya zusammenhängt; drin schläft ein riesiger Fisch, andere Lesart: ein Riese; wenn der aufwacht und sich erhebt, wird das Wasser das ganze Saaletal überschwemmen. Ganz besonders aber: der Frickenhäuser See. Dieses Gewässer ist merkwürdig genug und wurde früher wie eine Art Naturwunder bestaunt. In der Nähe von Frickenhausen bei Mellrichstadt liegt es zwischen Felswänden, als Füllgewässer eines mächtigen Erdfalls, gespeist von unterirdischen Quellen, kalt, farblos; zuweilen wirkt der See ohne sichtbaren Anlaß trüb: das bewirken, sagt das Volk, die riesigen Fische, die auf seinem Grunde stehen. Woher kommen sie? Vom fernen Weltmeer, mit dem der See in unterirdischer Verbindung steht... Das Volk erzählt, ein Jäger schoß einst auf eines dieser Ungetüme, das an die Oberfläche gekommen war; aber obwohl getroffen, stieg der Fisch ganz ruhig in die Tiefe hinab, als wäre nichts geschehen; so wie einst die Midgardschlange in die See zurücksank, als sie Thors Hammer unsanft berührt hatte. Doch eine Schuppe hatte ihr der Jäger weggeschossen: sie war so groß wie ein Suppenteller. — Auch die Fische im Frickenhäuser See sind Schicksalstiere des Landes, dem sie Unheil bringen werden. Nicht ganz ungewarnt! Die Wächtertrompete Heimdalls, Gjallrhorn, dessen scharfe Klänge die Asen vorm Einbruch der Götterdämmerung zum Kampf aufruft, wurde — zur Turmuhr von Königshofen! Diese wird an dem Unglückstag von 1 bis 300 schlagen. Aber es nützt so wenig wie Heimdalls Warnrufe: die Fische im Frickenhäuser See zertrümmern mit wütenden Schwanzschlägen das Felsenbett und ganz Frankenland wird von der Flut begraben. Der letzte Schritt in der Entwicklung dieses Mythos ist nun der gewesen, daß Schlange oder Fisch überhaupt verschwindet und nur das unheilvolle Gewässer übrigbleibt, das eines Tages aus unbekanntem Grunde ausbricht.

Auch hier wolle man die seelischen Voraussetzungen bedenken. Das Weltmeer ist den Blicken der Binnenlandsbewohner längst entschwunden; aber nicht erloschen ist die Erinnerung an die uralte Prophetie vom Weltuntergang und an die Rolle, die das Meer dabei spielen wird —, genährt doch auch wohl in christlicher Zeit durch die neutestamentliche Prophezeiung vom Weltende. In dieser — Matthäus 24, 15 bis 35 — ist zwar nicht ausdrücklich vom Meer die Rede, aber es ist als sicher anzunehmen, daß viele Prediger beim Ausdeuten vor allem der Stelle „et virtutes caelorum commovebuntur“, die Kräfte des Himmels werden erschüttert werden, auch dem Weltmeer seine Rolle zuteilten. Indessen ist das Meer so fern und die Siedlungen der Menschen liegen teilweise so hoch, daß der Binnenmensch das Hereinbrechen des Meers in seine Heimat sich kaum vorstellen kann und im Grunde seines Herzens keine rechte Angst davor empfindet: ein See muß an seine Stelle treten, und dieser rettet die Vorstellung von der zerstörenden Gewalt des Wassers. Diese Gewalt kennt der Binnenlandmensch sonst nur als Folge von Wolkenbruch oder Schneeschmelze; da nun nach weit verbreitetem Volksglauben eine Sintflut als Folge unendlicher Regengüsse nicht mehr kommen wird, bleibt nur der drohende See, mit oder ohne Schicksalsfisch.

Diese Schicksalstiere der fränkischen Sage sind nichts anderes als Schicksalsvollzieher; von einer unbekannten Macht gesandt wirken sie als Naturgewalten schlechthin. Es ist notwendig, von dieser Erkenntnis aus noch einmal auf die Midgardschlange der Edda zurückzukommen. Diese ist, wie gesagt, der von Göttern und Menschen gehaßte Wurm; scheußlich ist ihr Haupt, entsetzlich ihr Rachen, ihr Hauch ist Gift, das noch beim eigenen Untergang den Bezwinger Thor zugrunde richtet. Wie weit sind diese Vorstellungen von den ursprünglichen entfernt! Ja, das Meer zischt wie eine Schlange; die Sturmflut kann mit dem Losschießen auf die Beute verglichen werden, der Schaum der Brandung mit dem Schlangengeifer; aber das Gift der Midgardschlange widerspricht dem heilenden, stärkenden Hauch der Seeluft. Böse ist jenes Ungetüm und gehaßt wird es wie das Böse. Somit sind wir bei jener Vorstellung, die mit dem Schlangenglauben der meisten Völker, unzertrennlich verbunden zu sein scheint. Ich brauche nicht auszuführen, daß diese Vorstellung begründet ist in der eigentümlichen Natur der Schlange, die sie den Menschen widerlich oder fruchterregend macht. Jedenfalls bedeutet es aber schon ein hohes Emporsteigen aus der Ebene der einfachen Naturbeobachtung, wenn so viele Völker die Schlange geradezu als das Böse sehen und sie zum Mythos des bösen Prinzips erheben.

Dieses aber gilt besonders von der phantastischen Sproßform der Schlange, dem Drachen. Weltweite Gesichtskreise öffnen sich beim Nennen dieses Wortes; lebt ja kaum ein Kulturvolk, das nicht die Vorstellung des Drachen kenne, in dessen Mythos nicht der Drache eine Rolle spielte, jenes Fabelwesen, das zum Symbol und Wappentier eines so ungeheuren Volkes und Reiches wie des chinesischen werden konnte. Fabelwesen? Ist's rein sachlich genommen, nicht doch vielleicht mehr? — „Schlange“ und „Drache“ sind nicht immer und überall reinlich voneinander zu scheiden; schon das griechische Wort „drakon“ — wovon auf dem Umweg über das Lateinische auch der deutsche „Drache“ entlehnt ist — bezeichnet sowohl „Schlange“ als „schlangenähnliches Ungeheuer“, wie z. B. die berühmte Lernäische Wasserschlange, die Herakles tötete, dieses Scheusal mit den neun Köpfen (— die Brüder Auvera haben es samt seinem Bezwinger für das alte Ehrenhofgitter der Würzburger Residenz gemeißelt); und jedenfalls bleibt auch den germanischen, dem deutschen Drachen immer ein gutes Stück Schlangennatur, vor allem der lange, geringelte Schweif, und daher heißt er ja „lintrache“, Schlangendrache, und „lintwurm“, Schlangenzwurm. Der Kopf allerdings wird meist echsen- oder krokodilähnlich gedacht, und das ist z. B. bei der Darstellung des Drachen am Turm der Pfarrkirche zu Reckendorf bei Bau nach der Fall. Zu dieser sozusagen aus dem Leben genommenen Einzelheit kommen aber dann beim deutschen Drachen in der Regel zwei Beine (man beachte, wie auch der schon fast Mythos gewordene „Tatzelwurm“ meist zweibeinig geschildert wird) — und Flügel; der richtige Drache ist nämlich geflügelt. Diese Eigentümlichkeiten: geringelter Schlangenschwanz, Zweibeinigkeit, Flügel, echsenartiger Kopf habe ich u. a. an einem frühgotischen

Drachenbild in der Zisterzienserkirche zu Eusserthal in der Pfalz beobachtet, und daß dieses Bild sich über einer (zerstörten) Grabplatte befindet, läßt die eindeutige Erklärung zu, daß der Tod hier dargestellt ist, der, wie der Teufel nach Petrus I, 5, 8 „umhergeht wie ein brüllender Löwe, suchend, wen er verschlinge.“ Man könnte nun fragen, warum dieses Drachenwesen nicht schon im urgermanischen Mythos erscheint, soweit wenigstens die Edda diesen erkennen läßt. Die Antwort ist nicht allzu schwer: dieser schlangenschwänzige, zweifüßige, seltener vierfüßige, geflügelte Drache mit dem gewaltigen, zahnbewehrten Kopf und Rachen ist, wie der Vogel Greif (vom griechischen „gryps“) eine frühe Entlehnung aus dem griechisch-römischen Kulturkreis, wahrscheinlich unter dem mitbestimmenden Einfluß jener römischen Cohortenfahnen der Kaiserzeit, die einen Drachen zeigten. Die, man darf sagen, bezwingende Gewalt der Drachenvorstellung, seit den Tagen der alten Sumerer, Babylonier, Chinesen, Inder bewährt, hatte es nicht schwer, einheimische Unholde wie den Fenriswolf, die Midgardschlange und ihre Nachbilder in den Hintergrund zu drängen. Und, wie ich glaube, wurde dies den Südgermanen dadurch erleichtert, daß sie die Überreste merkwürdiger urweltlicher Tiere kennen lernten, die wohl auch schon anderwärts auf der Erde zur Gestaltung des Drachenbildes beigetragen hatten. In der Edda kommt bezeichnender Weise das Wort Drache (dreka) nur in der unechten 64. Strophe der Völuspá vor; hier fehlte eben die Anschauung; als aber die Franken, die Alamannen, die Baiern in die Landschaften der deutschen Trias und besonders bis zum Jura vorrückten, werden sie auch schon im Frühmittelalter gelegentlich mit Überresten der gewaltigen Drachen der Vorzeit, der Saurier bekannt geworden sein, deren Riesenhaftigkeit nichts zu wünschen übrig ließ und deren sonstige Wesenheit der Einbildungskraft weitesten Spielraum öffnete. Mit Überresten! Denn „lebendige Drachen der Saurierzeiten hat auch der Urmensch nicht mehr gesehen“ — so schrieb ich einst selber. Ich stehe aber nicht an, dahinter jetzt ein Fragezeichen zu setzen. Seitdem vor der Ostküste Afrikas ein heute noch lebender Fisch gefangen wurde, der für die Paläontologie vor 150 Millionen Jahren lebte — seitdem ist äußerste Vorsicht gegenüber der Frage geboten, was alles der Urmensch von Tieren der Vorzeit noch gesehen haben kann. Wir werden uns vorsichtigerweise auch daran erinnern, daß das Menschengeschlecht der ältesten Zeit in einem tropischen oder subtropischen Klima gelebt haben muß. In den Tropen aber lebt heute noch eine Tierart, die den „Drachen“ ähnlicher ist als die Saurier: die Warane, jene sehr großen Echsen, deren Erscheinung drachenhaft genannt werden darf. Nach dem Volksglauben lebten die Drachen gerne in Höhlen (Goethe: „In Höhlen wohnt der Drachen alte Brut“); nun, bei dem Bindenwaran, *Varanus salvator*, in Indien und in der malaiischen Inselwelt, einem ganz schönen Drächlein von 9 Fuß Länge, ist dies noch heute der Fall.

Es ist nun gewiß eine großartige Urschau, dem als Schlange gesehenen Ozean vergleichbar, wenn in alten Völkersagen der rachenaufsperrende Drache als

Mythos des gähnenden Chaos, des urweltlichen Abgrunds erscheint; doch bei den Indogermanen eignet ihm ein scheinbar nebensächlicher Zug, der aber stärkste Beachtung verdient. Bei ihnen ist der Drache mit den Begriffen des stehenden Wassers und besonders des Sumpfes eng verbunden. Das lernäische Untier ist eine Wasserschlange; der Drache des Mars, den Kadmos, der Gründer Thebens, tötete, haust in einer Quellschlucht; und was von den mittelalterlichen Drachen zu halten, faßte Schiller, als er den Lindwurm der Insel Rhodos zu schildern hatte, in die Worte: „Halb Wurm erschien's, halb Molch und Drache, gezeugt in der gift'gen Lache.“ Ja, vom giftigen Sumpf kommen die Drachen her; und man möchte eigentlich fragen, warum die widrige Erscheinung der Sümpfe, gegen die der Mensch der alten Zeit im Grunde recht wenig auszurichten vermochte, und die namentlich in Germanien seit dem Eintritt der niederschlagsreichen Hallstattzeit einen so großen Raum einnahmen — der Sümpfe mit ihren Gefahren für Leben und Gesundheit der Menschen, mit ihren Mückenschwärmen, ihrem häßlichen Aussehen, ihrer gefährlichen Tücke — warum also die Sümpfe nicht schon in urgermanischer Zeit eine mythische Gestalt wie das Weltmeer erhalten haben. Sie waren ja doch Feinde des Menschen im großen Stil! Die Antwort wird lauten dürfen, daß es einen solchen Urmythos des Sumpfes wohl gegeben hat, daß wir ihn aber nicht genauer kennen; seinen schon stark ins Menschliche oder ins Teuflich-Hexenhafte gewendeten Ausdruck dürfen wir in Gestalten wie dem Unhold Grendel und seiner Mutter erblicken, die der Angelsachse Beowulf besiegte; solche und ähnliche Gestalten wurden durch den Sumpfdrachen verdrängt. Wer aber diesen besiegt, ist ein Wohltäter der Menschheit, er sei ein Gott oder ein Sterblicher, er heiße Herakles oder so, wie — der Schuster von Eibelsstadt in Franken, der, als lanzenkundiger alter Landsknecht, das Städtchen, seine Wahlheimat, von einem grimmigen Lindwurm befreite. Merkwürdig! Auch dieser sehr späte Drache — er soll nach den Plünderzügen des Markgrafen Albrecht Alcibiades 1552 den Eibelsstädtern zu schaffen gemacht haben — auch er haust im Sumpf, will sagen: im Stadtgraben. Ohne Zweifel ist die Lindwurmsage ein altes Erbgut dieses fränkischen Städtchens gewesen; sie hat nur im 16. Jahrhundert eine zeitgemäße Auffrischung erfahren. Daß sie auch hier sehr altertümlich ist, verrät die Mischung zweier Züge. Jünger ist dieser: Der alte Landsknecht hat an seinen Lagerfeuern gehört, man könne jeden Lindwurm erlegen, wenn man ihm den Saft des Bilsenkrautes ins Herz impfe; worauf er denn auch seinen Speiß mit dem Saft der Giftpflanze bestreicht, die er sich am Lindelbacher Berg holte. Sowie aber dann der Drache auf ihn einstürmt — da ist vom Bilsenkraut und seiner Wirkung nicht mehr die Rede; da ist der biedere Landsknecht-Schuster ganz der alte Sagenheld; da schleudert er mit voller Kraft seinen Speer in den Rachen des Tieres; dieses bäumt sich auf, ein Blutstrahl schießt aus seinem Rachen und es stürzt verendend in seinen Sumpf, nämlich in den Stadtgraben. Heldenkraft hat den Drachen gefällt. Dieses große Bild hat in den Eibelsstädtern viele Jahrhunderte gelebt, bevor es blessierte Landsknechte des Albrecht Alcibiades gab.

Daß nun die uralte Sage gerade in einem kleinen Städtchen verörtlicht wurde, ist bemerkenswert genug und öffnet den Blick in eine vielgerühmte Besonderheit der fränkischen Landschaft und des fränkischen Volkstums. Die fränkische Kleinstadt ist das Entzücken der Fremden und ist längst bekannt in dem für ihre Reize empfänglichen Teil des deutschen Volkes. Aber wolle man sie nicht nur mit den Augen romantischer Liebe, mit dem Sinn für Idyllenhaftigkeit betrachten! Wolle man bedenken, daß ihre Mauern und Türme kein Kinderspiel gewesen sind und keinem zärtlichen Schönheitsempfinden ihr Dasein verdanken! Daß diese Mauern, Wehrgänge und Türme für die kleinen Städte, inmitten einer staatlich zerrissenen Landschaft, bitterer Ernst gewesen sind, und — daß die Bürger dieser kleinen Gemeinwesen sich in vielen Kriegsläufen hinter diesen Mauern heldenhaft gewehrt und mehr als einmal überlegene Feinde mit blutigen Köpfen heimgeschickt haben, wie etwa die von Ochsenfurt den Markgrafen Albrecht Achilles und die von Kronach im Frankenwald nicht weniger als viermal die Schweden und ihre Verbündete! Mit Recht hat darum gerade im oberfränkischen Kronach das tapfere Bürgertum der fränkischen Kleinstädte sein Ruhmesmal durch die Ehrensäule der „geschundenen Männer“ erhalten, die Fürstbischof Philipp Valentin Voit von Rieneck 1654 errichten ließ, mit der Inschrift: „His tribus fortibus enituit nobile Cronachium“, durch diese drei Helden hat das edle Kronach Ruhmesglanz gewonnen. Ja, die fränkischen Kleinstadtbürger waren Spießbürger im guten alten Sinn des Wortes; und wenn die Eiblstädter zur Bekämpfung des Lindwurms ihren Spieß dem früheren Landsknecht in die Hand drückten, so bewundere man wieder die feine Seelenkunde der Volkssage: ganz leise fließt hier das Gefühl herein, daß sie vielleicht im Laufe der Zeiten sich des Waffenhandwerks entwöhnt hatten und darum der Mithilfe des ehemaligen Berufskriegers bedurften, den sie aber doch auch wieder zu dem Ihrigen machten. So eröffnet der Bürgerlandsknecht noch ein Tor zur Erkenntnis der fränkischen und auch der deutschen Geschichte. In dem Gefühl, daß ihnen die Waffenhilfe der Berufskrieger nützlich sein könnte, haben ja die deutschen Städte des Mittelalters nicht ungern diesen Berufskriegern das Bürgerrecht gewährt und sie — in den rheinischen Gebieten — als „Glevenritter“, Ritter mit der Gleve, der Hakenlanze, ganz allgemein aber als Pfahlbürger oder auch als Vollbürger gegen die Verpflichtung der Waffenhilfe zu den Ihrigen gemacht. Und ein edler Ritter war guten Endes auch der Schuster von Eiblstadt, ein letzter Erbe und Nachfahr von Siegfried, dem Drachentöter.
